

Robert Maxeiner

Wir und die Flüchtlinge

Überblick

Der Alltag	1
Die Supervisionspraxis	3
Das Völkische, das Nationale und das Nationalistische	6

Vorwort

Eigentlich erübrigt sich diese Aussage: Flüchtlinge, Asylsuchende, Migranten haben wie wir Eingeborenen ein individuelles Schicksal. Von daher sind Supervisionen mit dieser Personengruppe genauso – besonders – wie andere auch.

Indem dieses individuelle Schicksal von ambivalenten Gefühlen begleitet wird, – Menschen hadern mit ihrem Schicksal, sind in bestimmten Situationen glücklich oder unglücklich, ein ganz natürlicher Prozess – können diese Gefühle innere Konflikte auslösen, welche wiederum Ängste vor dem Fremden, dem Uneindeutigen, Zwielfichtigen, Nichtintegrierten auslösen. Eigentlich handelt es sich also zuerst um Ängste vor dem Fremden in sich, die aber nicht selten verleugnet oder auf Andere, zum Beispiel Flüchtlinge, verschoben werden. Diese Vorurteile müssen sich diese Menschen immer wieder bestätigen, weil sie der Angstabwehr dienen. Die abgewehrten Ängste können, je nach Heftigkeit und innerer Gewaltbereitschaft, als agierte Destruktivität wiederkehren.

Supervision befasst sich mit Individuen in deren Arbeitssituationen. Ich versuche im Folgenden an Hand von erlebten Szenen im Alltag und von Praxisbeispielen zu beschreiben, wie Menschen, Migranten und Nichtmigranten, sich mit diesem Phänomen auseinandersetzen.

Der Alltag

Ich beginne mit einer Szene in einem kleinen Supermarkt bei mir um die Ecke. Die Menschen, die dort arbeiten, begegnen mir in der Regel unfreundlich, stoffelig, geradezu abweisend, als sei ich gar nicht da, wenn ich dort einkaufe. Die Stimmung ändert sich, sobald ich an der Kasse stehe und an die Reihe komme. Die Frau oder der Mann hebt den Blick, begrüßt mich ausgesucht freundlich und zugewandt, immer mit denselben Worten, und nachdem ich bezahlt habe, werde ich höflich verabschiedet, nicht ohne mir einen schönen Tag

zu wünschen. Da mir dieses stereotype Verhalten merkwürdig vorkam, fragte ich irgendwann nach. Ich wurde aufgeklärt, dass alle MitarbeiterInnen angewiesen seien, so zu agieren.

In einer Bio-Bäckerei fragte mich der junge Mann hinterm Tresen mit leichtem Akzent, wie er mir helfen könne. Etwas schnippisch antwortete ich, Hilfe bräuchte ich keine, aber er könne mir ein Brot verkaufen. Da keine weiteren Kunden warteten, kamen wir in ein kurzes Gespräch über den Begriff „Hilfe“. Wiederum erhielt ich die Auskunft, in der Lehre sei ihm beigebracht worden, diesen Begriff zu verwenden, und außerdem erwarte es der Arbeitgeber, quasi als ein Markenzeichen der Firma. Ich dachte an hoch bezahlte Fußballprofis oder deren Trainer, die formulieren, ihrer Mannschaft helfen zu wollen.

Menschen sind zu kreativen, sachbezogenen, zielführenden Überlegungen und Handlungen fähig und können einen differenzierten Wortschatz entwickeln, werden aber abgerichtet, als seien sie Roboter. Meistens gelingt ihnen trotz dieser Einnormung ein Lächeln oder eine nette Geste. Manchmal tun sie aber auch etwas besonders Aufgesetztes, jedenfalls zeigen sie eine individuelle Regung, beziehungsweise können diese nicht unterdrücken.

Szenenwechsel: Sie oder ich sitzen vor dem Fernseher und machen die Erfahrung, dass in jedem zweiten Sender ein Krimi oder ein Thriller gezeigt wird. Mit jedem Tatortjahr nimmt die Brutalität der Verbrechen auf dem Bildschirm zu. Warum sind Krimis so erfolgreich? Brauchen Menschen diesen Thrill, weil ihr tatsächliches Leben so langweilig, eintönig, oder inhaltslos ist, oder weil sie selbst so angepasst an diese Zustände sind? Je verheerender die tatsächlichen Kriege in der Welt zwischen Kriegsparteien wüten, die oft keine Staaten mehr sind, sondern wie der sogenannte IS Gruppen und Gangs, die sich an keine Konventionen halten, in umso brutaleren Filmhandlungen spiegelt sich dies wider. Der Philosoph Peter Sloterdijk vertritt gar die These einer Art Geschäftsbeziehung zwischen Medien und Terrorismus, das heißt, je grausamer die Handlungen der Terroristen, desto höher die Einschaltquoten bei den Sendern, wo diese gezeigt oder über diese berichtet werden. In letzter Zeit fallen besonders Serien auf, welche die Handlung als ein Spiel auf Leben und Tod inszenieren. Ich erwähne dies deshalb, weil Menschen offenbar zunehmend weniger, was ihre Einfühlung betrifft, die gespielte von der tatsächlichen Handlung unterscheiden können. Flüchtlinge, die abgerissen und ausgehungert aussehen, werden eher als solche wahrgenommen – gleichzeitig bieten sie durch ihren Anblick, die Möglichkeit, sich von deren Schicksal zu distanzieren – als andere, die mit modischen Jeans und Mobiltelefonen flüchten, wodurch sie oft gleich in die Schublade „Wirtschaftsflüchtlinge“ eingeordnet werden. Erst wenn Menschen persönlich helfen oder mit ihren flüchtenden Mitmenschen in Kontakt kommen, beginnen sie, Empathie zu entwickeln. Ich bin sicher, die meisten Pegida-Anhänger in Dresden hatten noch nie persönlichen Kontakt zu Flüchtlingen und beziehen ihre Informationen ausschließlich von den Medien, die sie selbst als Lügenpresse beschimpfen.

Ich komme noch einmal auf die Krimis zurück: Oft agieren in den unterschiedlichen Städten immer dieselben Ermittler der Polizei. Die Guten stehen also fest, auch wenn sie gelegentlich selbst um des Zieles willen ungesetzlich handeln. Dieses einfache Weltbild – hier die Guten, dort die Bösen – hat noch nie ohne Verleugnungen und Verdrängungen funktioniert, und es funktioniert in einer globalen Gesellschaft immer weniger nach einem solchen Muster, obwohl Regierungsvertreter häufig trivialerweise selbstverständlich davon ausgehen, es ginge um die Guten hier, zu denen sie selbstverständlich gehören, und die Bösen dort. Jede konstruierte Win-Win-Situation erweist sich, möglicherweise in einem ganz anderen Teil der Welt, als eine Ausbeutungs- oder Verlustsituation für Andere. Gleichzeitig

werden aber pragmatische und unausgewogene politische Entscheidungen – Obergrenze für Flüchtlinge, Beteiligung an einen Krieg – gefordert und getroffen. Das Agieren, zum Beispiel Waffen in Kriegsgebiete zu verkaufen, und die Folgen, dass mit diesen Menschen getötet werden, werden nicht verdrängt, dazu sind die Zusammenhänge zu offensichtlich, sondern wie in einer Spielhandlung durch Beschlüsse getrennt (gespalten), also etwa in der Art: „Diese Waffen dürfen nur zur Verteidigung in Notsituationen eingesetzt werden“ Wenn sich die andere Seite nicht an diese Spielregel hält, und eigentlich können wir uns vorher ausrechnen, dass sie dies nicht tun wird, verleugnen die Mitspieler in den Kabinetten eine Mitverantwortung. Und auch wenn es sich um eine legitimierte Kriegsbeteiligung handelte, leiden die betroffenen Menschen genauso darunter, und ihre Not erleben sie unabhängig davon, ob sie aus einem sog. sicheren Herkunftsland kommen oder nicht.

Das Kapital- und Wirtschaftssystem agiert ebenso, als handle es sich um ein Spiel oder eine Filmhandlung, betitelt etwa „Der existenzielle Überlebenskampf“. Dieser ist künstlich herbei geführt, denn Deutschland ist ein wohlhabendes Land. Durch Konkurrenzkampf – zurzeit wird von Unternehmerseite dafür der verschleierte Begriff Konkurrenzfähigkeit implementiert – und Druck auf Arbeitnehmer wird eine Situation des quasi nackten Überlebens konstatiert. Früher oder später wird aus dem hoch gepuschten Spiel bitterer Ernst, indem Firmen pleite gehen, MitarbeiterInnen einen Burn-Out erleiden, eine vorher virtuelle Summe in Cash eingefordert wird. Dabei werden ganze Staaten – siehe Griechenland – in den Ruin getrieben. Betroffene Regierungen sind nahezu machtlos. Die abgepressten Unsummen werden zynisch mit dem Reformunwillen oder der Unfähigkeit der Regierungen begründet und die Menschen auf ein Existenzminimum gedrückt.

Damit die Bürger hier spüren, dass Flüchtlinge tatsächlich existenziell bedroht sind (und sie selber nicht), müssen die Fernsehbilder über ihre Flucht wie eine Spielfilmhandlung inszeniert werden. Man sieht Massen von wandernden Menschen ohne Anfang und Ende, die bei vielen Menschen reflexhaft Bedrohungsgefühle und Ängste auslösen. Einzelschicksale dagegen lösen eher Mitleid aus. Und auf einmal wird klar: Dieses tote Kind am Strand ist tatsächlich tot. Menschen, die vom Schicksal der Flüchtenden berührt sind oder sich berühren lassen, helfen. Navid Kermani beschreibt in seiner Reportage „Einbruch der Wirklichkeit“ wie Menschen aus den Balkanstaaten Flüchtlingen, unabhängig vom Vorgehen ihrer Regierungen, helfen, ob in Griechenland, Mazedonien, vorher in Ungarn, Kroatien oder Serbien. Diejenigen, die abfällig vom Gutmenschen sprechen, sind weiterhin in ihr zynisches Spiel vertieft, das sie mit der Realität verwechseln. Sie glauben, Maßstäbe unabhängig von gesetzlichen Grundlagen und menschenwürdigem Leben festlegen zu können.

Die Supervisionspraxis

Solche und ähnliche (politische) Situationen in einer globalisierten, neoliberal entfesselten Welt spiegeln sich in nahezu jeder Supervision wider, unabhängig davon, ob Migranten beteiligt sind oder die Situation von Flüchtlingen thematisiert wird. Da die Möglichkeit, inne zu halten, nachzudenken, zu reflektieren, zunehmend weniger vorkommt, zumal im Arbeitsleben, weil Ressourcen zu knapp bemessen sind und bewusst Handlungsdruck erzeugt wird, wird Supervision zunehmend als ein Abwägen von

Handlungsalternativen verstanden. Immer öfter wird von mir als Supervisor erwartet, die richtige Antwort zu geben, die richtige Vorgehensweise zu benennen, zu sagen, was und wie sie es machen sollen. Selbst Masterstudiengänge für Supervision und Coaching zeichnen sich durch Handlungsvorgaben aus und brüsten sich damit, frau/man könne zwischen dieser und jener Handlungsweise wählen. Diese merkwürdige Situation, sich im Handeln frei, zumindest nicht alternativlos, aber im Empfinden und Denken unfrei zu fühlen, macht es so schwer, das Fremde in sich und die Fremden aus Afrika oder Asien zu verstehen oder überhaupt sich von deren Schicksal berühren zu lassen, indem das eigene Schicksal sich nur als eine Folge von entfremdeten (Konsum)-Handlungen darstellt. Wenn es in der Supervision gelingt, zu begreifen, dass die Gedanken, selbst die in professionellen Zusammenhängen, frei sind, und dass Gefühle sich unmittelbar äußern und nicht etwa vorher durch einen (Correctness-)Filter laufen (müssen), der unerlaubte und tabuisierte aussiebt, zu entdecken, dass es auch No-Go-Areas in uns selbst gibt, und dass wir uns von diesen befreien können.

In einer Supervision mit MitarbeiterInnen eines Heims für unbegleitete Flüchtlinge im Taunus wird der Fall eines Jugendlichen aus Afghanistan vorgestellt: Er will in diesem Haus nicht leben, weil er von seinem Freund, den er in der Erstaufnahmeeinrichtung kennen gelernt hat, getrennt wurde. Zum Deutschkurs geht er häufig nicht, weil er schon an mehreren Deutschkursen teilgenommen hat. Er beteiligt sich häufig nicht an den gemeinsamen Mahlzeiten und erwartet, sich später etwas extra zubereiten zu dürfen, ein therapeutisches Angebot lehnt er ab. Kurzum, er verhält sich nicht, wie ein Flüchtling sich verhalten sollte, indem er dankbar durch sein angepasstes Verhalten zeigt, dass er sich integriert. Ursache für seine Haltung kann eine Traumatisierung sein, denn der Jugendliche kommt aus einer Region, wo die Taliban immer wieder Anschläge durchführen. Es kann aber auch sein, dass er sich einfach weigert, wie dies viele Jugendliche aus unterschiedlichen Gründen tun. In der Reflexion geht es nicht nur darum, sich in den Jugendlichen und seine Situation einzufühlen, sondern auch, eigene Erwartungen, Widerstände und den Anpassungsdruck zu verstehen. Im Austausch darüber geschieht im Team eine Integration zwischen MitarbeiterInnen, mit und ohne Migrationshintergrund. Solidarität entsteht über das Verständnis für das Fremde, auch dem in uns. Ich kann Anderen nicht etwas gönnen, was ich mir selbst missgönne oder ihm eine Haltung zubilligen, die ich mir selbst nicht gestatte.

Diese Ambivalenz scheint in der politisch-medialen Auseinandersetzung immer wieder durch. Eigentlich handelt es sich meist um oberflächliche, monologistische Statements und Forderungen, zum Beispiel, den Flüchtlingen gegenüber „Herz und Härte“ zu zeigen. Indem Parteien oder Arbeitgeberverbände fordern, den Mindestlohn für Flüchtlinge auszusetzen, frage ich mich: Welches Menschenbild und auch welches Demokratieverständnis steckt hinter dieser Forderung? Oder anders: Das unreflektierte Agieren destruktiver Impulse führt bei einem immer größer werdenden Teil der Bevölkerung zu Unverständnis, Missmut, Frustration, Wut, bei einem immer größer werdenden Teil schließlich zu offener Gewalt, bei einem anderen zu einem durch strukturelle Gewalt im Gewand einer korrekten Sprache erzeugten Anpassungsdruck. Obwohl wir (längst wieder) in einer Klassengesellschaft leben, sprechen wir nicht von Klassen oder Schichten, sondern nennen es Prekariat. Gestern Abend in den Nachrichten (21.02.16) wurde von einer Forderung der Reduzierung von Flüchtlingszahlen gesprochen. Der berührende Willkommen-Film ist abgedreht, der Mensch wird in eine Zahl verwandelt und von der Wohlstandsgesellschaft abgezogen.

Den Betroffenen selbst ergeht es ähnlich. Sie sollen verpflichtet werden zur Integration. Gemeint ist einseitige Anpassung an Normen, Verleugnung der eigenen, kulturellen Identität, Eingliederung in den Arbeitsprozess, ohne nach Bedingungen zu fragen. Die meisten ordnen sich unter, andere versuchen es, aber es will nicht gelingen, wieder andere lehnen sich auf.

In einer Kita im Rhein-Main-Gebiet fordern moslemische Eltern, dass ihre fünfjährige Tochter nicht von einem Erzieher betreut werden soll. Die Leitung der Einrichtung weist diese Forderung mit der Begründung zurück, es sei mittlerweile selbstverständlich, dass auch Männer in einem Kindergarten arbeiten. Drei Monate später zeigen Eltern, die vor wenigen Jahren aus Afghanistan geflohen sind, in derselben Kita einen Erzieher bei der Leitung an, weil er ihre Tochter unsittlich berührt haben soll. Der Erzieher wird daraufhin sofort von der Arbeit frei gestellt. Die Eltern stimmen einer psychologischen Untersuchung zu. Die beauftragte Kindertherapeutin kommt zu dem Schluss, dass kein Missbrauchsfall vorliege. Es wird vereinbart, dass das Kind die Gruppe wechselt. Der Erzieher nimmt seine Arbeit wieder auf. In der Supervision erfährt der Vorfall nach der Möglichkeit der persönlichen Verarbeitung für die betroffenen ErzieherInnen noch eine intensive Nachbetrachtung, zum Beispiel über grundsätzliche kulturelle Unterschiede, die Rolle der Frau und die Rolle des Mannes, die Über-Ich-Entwicklung von Kindern in diesem Alter. Ist es in diesem Zusammenhang angebracht, von Lügen zu sprechen? Identifiziert sich das Kind mit seinen Eltern und deren Ansichten und Forderungen? Auch berichteten die ErzieherInnen, dass sowohl Eltern, als auch Kinder aus Kriegs- und Krisengebieten häufig Symptome von Traumatisierung zeigen. In der Arbeit mit Krippenerzieherinnen gewinne ich oft den Eindruck, dass es nicht nur Kindern von Flüchtlingen, sondern durch Überforderung vernachlässigten in allen Gesellschaftsschichten, an Urvertrauen fehlt. Die Erzieherinnen sehen sich häufig in der Situation, wie Mütter zu handeln und Vier- oder Fünfjährige auf den Schoß oder in den Arm zu nehmen. Wie verhalten sich Männer bedürftigen Mädchen gegenüber? Nach diesem Vorfall sind in den Teams die Hemmungen groß, unbefangen mit den Kindern umzugehen, besonders, wenn es um Körperkontakt geht. Grundsätzlich fehlt es an ausgereiften Konzepten, und die Ressourcen sind so knapp bemessen, dass oft nur das Notwendigste getan werden kann, und die Entscheidung darüber, was dies denn sei, stellt die Profis an der Basis vor enorme Aufgaben. Behörden und Politik wollen Ergebnisse sehen. Der Prozess, welcher zu diesen führt, bleibt weitgehend unterbelichtet.

In diesem Zusammenhang fällt mir eine Supervisionsszene in einer anderen Kita ein, in der die Teammitglieder darüber berieten, ob sie Polizei verständigen sollten, weil ein alter Mann häufig am Zaun stehen blieb, um die Kinder im Freigelände beim Spielen zu beobachten.

Vor einigen Jahren moderierte ich eine Tagesveranstaltung mit Fachkräften aus dem Pflegebereich zum Thema „Kultursensible Pflege“. Die Teilnehmenden bestanden etwa zur Hälfte aus MigrantInnen der ersten und zweiten Generation. An diesem Tag wurden Definitionen diskutiert, Konzeptideen entwickelt und Arbeitsbeziehungen eröffnet, die später sogar zu Firmengründungen führten. Andererseits erlebe ich in Supervisionen mit ambulanten Pflegeteams, wie profitorientierte Vorgaben, die vollmundig als Reformen angekündigt werden, eine zugewandte Pflege immer weiter erschweren. Betroffene MitarbeiterInnen stellen Fälle aus der Praxis vor, die belegen, dass die Art der Dokumentation, der Abrechnungsverfahren und der Zeitbudgetierungen die Zeit für unmittelbare Pflege immer mehr einschränkt. Alles, was sich nicht in ein Handlungsmodul pressen lässt, wird ohnehin nicht bezahlt.

In einer Erstaufnahmeeinrichtung will ein moslemischer Flüchtling von einer Helferin kein Essen annehmen. In der Supervision erklärt ein moslemischer Teilnehmer, dass er keine Stelle im Koran kenne, die verbietet, dass ein Mann von einer Frau kein Essen annehmen darf. Danach erfolgt ein Gespräch über Gastfreundschaft und kulturelle Eigenheiten. Die TeilnehmerInnen suchen nach Vermittlungs- und Interventionsmöglichkeiten. Eine Übersetzerin klärt den Mann am nächsten Tag darüber auf, dass es hier üblich ist, dass die weibliche Gastgeberin dem männlichen Gast Essen gibt. Der Mann akzeptiert dies. Einige Tage später ist keine Rede mehr von dem Konflikt.

Ein letztes Beispiel: Ich war als Schriftsteller zu einer Veranstaltung zum Thema „Heimat und verlorene Heimat“ eingeladen. Vorlesende MigrantInnen und NichtmigrantInnen saßen mit den ZuhörerInnen im Kreis. Nach jedem Vortrag gab es eine vehement geführte Diskussion und einen regen Erfahrungsaustausch, denn alle Beteiligten waren auf ganz verschiedene Weise vom Thema betroffen und trugen unterschiedliche Aspekte bei. Das Erkennen ambivalenter Gefühle im Hier und Dort und das allmählich entstehende wechselseitige Verständnis trugen zu einer zugewandten, integrationsbereiten Atmosphäre bei. Eine Frau mit Schleier wartete lange, bis sie sich an der Diskussion beteiligte. Aber sie fühlte sich so sehr von dem Thema betroffen, dass sie irgendwann ihr Schweigen brach und sich dann engagiert an der Diskussion beteiligte. Nicht wegen ihres Akzents, sondern weil sie durch den Schleier sprach, war sie jedoch schwer verständlich. Nach einer Pause legte sie diesen mit der Bemerkung ab, sie sei hier in einem vertrauten, familiären Kreis und deshalb sei es ihr erlaubt, beziehungsweise, erlaube sie es sich, den Schleier abzulegen.

Das Völkische, das Nationale und das Nationalistische

Inzwischen ist es nachgewiesen, dass Neandertaler (*Homo sapiens neandertalensis*) und *Homo sapiens sapiens* über tausende von Jahren parallel auf dieser Erde lebten, und nicht nur dies, wir heutigen Menschen stammen genetisch zu einigen Prozenten von diesen Neandertalern ab.

Als die frühen Menschen als Jäger und Sammler in Gruppen durch die Steppen zogen, verstanden sie sich als auserwählt wie jedes Kind sich in seinem jungen Leben als Mittelpunkt des Universums fühlt. Kinder wiederholen in ihren Spielen häufig Epochen aus der Geschichte der Menschheit, bilden in einem bestimmten Alter Gruppen, die sich von anderen abgrenzen und sich befehden, bauen Hütten und tragen bestimmte Erkennungszeichen, die sie von anderen Gruppen unterscheiden. Wie keltische oder germanische Stämme das Allerheiligste des anderen Stammes zu rauben, zu entzaubern oder gar zu zerstören versuchten, um ihnen ihre Einzigartigkeit zu nehmen und sie zu unterwerfen, klauen Pfadfinder oder Fußballfans die Fahne der mit ihnen rivalisierenden Gruppe oder des Vereins. In Wettkämpfen wiederholen Menschen immer wieder spielerisch diese archaischen Gesten. Fahnen, Wimpel, Trikots, Embleme und andere Utensilien, Riten und Gepflogenheiten sind Ausdruck dieses uralten Zugehörigkeitsgefühls zu einer Gruppe, die sich selbstverständlich auch über die Abgrenzung, nicht selten die Feindschaft gegenüber den anderen definiert.

Homo sapiens neandertalensis und *Homo sapiens sapiens* unterschieden sich in Körperbau und Ansehen voneinander, später lösten unterschiedliche Ethnien oder Hautfarbe,

Religions-Zugehörigkeit, noch viel später Nationalität, manchmal auch nur ein diffuses, kaum zu definierendes Anderssein die Abgrenzung oder gar Feindschaft aus. Die Frage, ob zuerst das Huhn oder zuerst das Ei war, lässt sich inzwischen biologisch beantworten: Das Ei war lange vor dem Huhn da. Die Frage, ob das Anderssein oder die Konkurrenz und das sich bereichern wollen zuerst war, scheint mir müßig, jedenfalls haben sie sich gegenseitig angetrieben. In der Geschichte gab es Kriege zwischen Ethnien, Religionskriege, Raubrittertum, Handelskriege und feindliche Übernahmen. Den Namen, den sie tragen, steht nicht immer, vor allem nicht ausschließlich für das Motiv, weshalb sie geführt wurden.

Die Bildung von Nationalstaaten kann in diesem Kontext als Entwicklungsphase betrachtet werden. Es ging gegen Kleinstaaterei und Regionalität, für ein geeintes Deutschland. Globalisierung gibt es offenbar, seit es Menschen gibt, der Grad ihrer Beschleunigung und ihres Einflusses auf geradezu alle Lebensbereiche fällt ins Gewicht. Völker, also Ethnien, gibt es zunehmend weniger. „Das deutsche Volk“ zum Beispiel meint eigentlich die deutsche Nation. Möglicherweise wollten sich die Väter des Grundgesetzes vom ehemaligen Feind Frankreich unterscheiden (Grande Nation) oder den Missbrauch des sog. Völkischen durch die Nationalsozialisten wieder korrigieren. Zum einen spukt dieses Völkische noch immer in manchen Köpfen wie ein archaischer Gespensterglaube, zum anderen erweist sich das Nationale und dadurch das Scheitern des Europäischen inzwischen als primitiv und rückständig. Die Bilder von verzweifelten Menschen auf der Flucht, die an mit Stacheldrahtzäunen bewehrten Grenzen nicht weiter kommen, erinnern fatal an Szenen früherer Jahrhunderte und führen uns längst überholt geglaubte Entwicklungsphasen der Geschichte menschlicher Existenz vor Augen. Sind wir Menschen nicht unfähig oder sind die destruktiven Kräfte in uns im Zweifelsfall stärker? Für die These der Nichtentwicklung spricht, dass wir uns aufführen, als ginge es wie in den Steppen der Eiszeit ums blanke Überleben. Sicher, die Angst ist immer eine archaische, wenn ihr Grund nicht verstanden wird. Womöglich konnten sich unsere Vorfahren besser vor den Angriffen eines Säbelzahntigers schützen, weil sie dessen Jagdgewohnheiten und die Unmittelbarkeit der Gefahr kannten und sich selbst, ihre spontane Reaktion in dieser gefährlichen Situation, während wir uns heute vor den Gefahren, zum Beispiel für unsere Gesundheit, auf Grund der Unübersichtlichkeit kaum noch schützen können. Der Weg, den Nahrungsmittel nehmen, und was sie enthalten, ist kaum noch zurück zu verfolgen. Die technische Entwicklung wird uns zunehmend zum Fluch, weil wir sie ethisch nicht bewältigen. Ich sage bewusst nicht beherrschen, weil die Herrschaft als Mittel nur Destruktion zu Folge hat.

Die EU sitzt deshalb in der Falle, weil sie den Euro will, globale Handelsbeziehungen und große Geschäfte auf internationalem Parkett, aber zur Überwindung der Nationalstaatlichkeit ist sie auf keinen Fall bereit. Das Eine ist aber ohne das Andere nicht zu haben, oder es kostet einen ungeheuren Preis, ethisch und existenziell – d.h. es geht Reiche gegen Arme, Norden gegen Süden, Kapitalisten gegen Antikapitalisten usw. Diese Auseinandersetzungen sind in anderer Weise primitiv als die Stammeskämpfe unserer Vorfahren, weil jetzt schon fest steht, wer gewinnt, die Besitzenden nämlich, was der Destruktivität, möglichst viel zu besitzen, um mehr Einfluss auf dem Markt auszuüben, andere auszubeuten, beziehungsweise, Technik kriegerisch einzusetzen, Vorschub leistet. Die Frage, ob ich, wenn ich so argumentiere, ein Technikfeind sei, erübrigt sich, denn selbst, wenn ich es wollte, kann ich nicht ohne Technik leben, und die Reden eines Papalagihäuptlings oder die Lebensführung eines Mahatma Gandhi können mich in meiner ethisch-moralischen Einstellung und Haltung bestätigen, ich

kann versuchen, meinen Alltag danach auszurichten, politisch helfen sie in Zeiten ungebremster Globalisierung nur bedingt weiter.

Völker als solche werden aufhören zu existieren. Nationalstaaten werden aufhören zu existieren. Dies ist kein Grund, nicht weiterhin Brauchtümer oder regionale Besonderheiten zu achten, Muttersprache zu pflegen, Dialekt zu sprechen, im Gegenteil, es hilft uns, zu verstehen, woher wir kommen und wer wir sind. Übrigens war das Nationale nie Ausdruck des Regionalen oder kulturell Verschiedenen. Die sog. Leitkultur erweist sich immer als Mittel zur Unterdrückung, nicht nur des Fremden, sondern auch des Regionalen.

Und wenn die EU in der Flüchtlingsfrage scheitert? Indem Deutschland in den letzten Jahren so dominant und hegemonial aufgetreten ist, soll es konsequenterweise Flüchtlinge aufnehmen, auch wenn andere EU-Staaten dies nicht tun. Die Spaltung einer Gesellschaft erfolgt nicht durch unterschiedliche Ansichten oder politische Richtungen, im Gegenteil, der Streit um differierende Standpunkte und die Akzeptanz des Vielfältigen leisten einen Beitrag zum Zusammenhalt. Dass ein Großteil der Deutschen keine oder nicht mehr Flüchtlinge will, ist kein Argument. Die Rettung der Banken wollte ein Großteil auch nicht. Wohlstand zu propagieren und Armut zu erzeugen, Offenheit zu predigen und Abschottung zu praktizieren, Toleranz zu fordern und rassistisch zu reden hingegen enthält den Keimpilz der Spaltung.